

Sonja Weichand

**schuld
bewusstsein**

ISBN: 978-3-7504-9895-2

1.Auflage 2020

© 2020 Sonja Weichand

Herstellung: BoD – Books on Demand, Norderstedt

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

Sonja Weichand

**schuld
bewusstsein**

Für alle, die zweifeln.

Autofahren habe ich immer gehasst. Nicht aufgrund der Geschwindigkeit, nicht wegen der allgegenwärtigen Gefahr, dass man einmal zu spät bremsen, nicht genau hinsehen oder abgelenkt werden könnte. Mir selbst vertraue ich. Das Problem im Verkehr sind die anderen. Wer menschliche Abgründe erleben will, der muss nur fünf Minuten auf einer Autobahn unterwegs sein.

Von der linken Spur wird gerade ein kleines rotes Auto zu mir herübergedrängt. Der Mercedes-Fahrer, der dort weiterhin mit gefühlten zweihundertsiebzig Stundenkilometern unterwegs sein möchte, lässt sich nicht von so unbedeutenden Hindernissen wie anderen Straßenverkehrsteilnehmern ausbremsen. Lautstark betätigt er seine Hupe, da der ältere Herr im roten Kleinwagen nicht innerhalb von Sekunden die Bahn für seine Höllenfahrt freigegeben hat.

Mein Fuß reagiert blitzschnell und tippt leicht die Bremse an. Das war knapp. Einatmen. Ausatmen. Keinem ist damit gedient, wenn ich mich aufrege.

Mein Fahrlehrer, Herr Dumas, meinte immer:

»Gefühle sind nicht für Straße, Anna!«

Deshalb habe ich die in Berlin gelassen und bin heute als ganz neutrale, professionelle Journalistin losgefahren. Ich bin auf einer Mission.

Damit die noch tief stehenden Strahlen der Junisonne mich nicht länger in die Augen stechen, klappe ich die Blende herunter. Zusätzlich fingere ich im Handschuhfach nach meiner schwarzen Sonnenbrille. Durch die dunklen Gläser wirkt die Autobahn wesentlich friedlicher, die Welt eingetaucht in sanfte Brauntöne. Wie sollte ein Raser meine Gedanken hinter dieser Wand aus Coolness jemals erreichen? Meine Hände zittern unmerklich und umklammern das warme Leder des Lenkrads noch etwas fester.

Auf dem Beifahrersitz vibriert mein Handy zum vierten Mal

innerhalb der letzten halben Stunde. Aus dem Augenwinkel erkenne ich, dass Chrissie fragt, ob ich gut vorankomme. Während meine Pupillen zwischen grauem Beton und leuchtendem Bildschirm hin- und herwandern, tippe ich ein schnelles »Ja«.

Die drei Nachrichten von Hannes und Marcel bleiben vorerst ungelesen. Sie müssten wissen, dass ich Auto fahre. Vielleicht machen sie sich Sorgen, weil meine Entscheidung für dieses Projekt so plötzlich kam.

Gestern Abend habe ich meinen Koffer gepackt und Marcel darüber informiert, dass ich für mindestens ein oder zwei Wochen nicht da sein werde. Verschwommen, als wäre sie hinter Milchglas abgelaufen, sehe ich die Szene vor mir: Marcel gestikuliert wild und ungewöhnlich emotional. Er wirkt wütend. Doch die Erinnerung bleibt unscharf wie ein kurzes Aufflackern von Tatsachen nach einem Filmriss. Warum war er gegen diese Reise? Angestrengt versuche ich, die Details des Gesprächs abzurufen. Als wäre ich ein kleines Mädchen, das all seine Energie darauf richtet, jemanden zu verhexen, kneife ich die Augen zusammen. Aber mein innerer Zauberspruch versagt. Stattdessen huscht nur eine vage Angst über mich, sodass es mich trotz fehlender Klimaanlage fröstelt.

Memo an mein Gehirn: Marcel später am Telefon danach fragen. Heute ist Donnerstag, da arbeitet er gewöhnlich bis zwanzig Uhr. Die Digitalanzeige vor mir zeigt 09:43 Uhr an. Meine Verbindung zur Realität ist wiederhergestellt. In meinem Nervensystem pocht es noch kurz nach, das Frösteln ist jedoch verschwunden.

Die freundliche Stimme des Navis sagt voraus, dass ich in knapp dreißig Minuten in Würzburg ankommen werde. Ein Airbag springt mit einem ohrenbetäubenden Knall direkt vor mir auf und verschwindet dann wieder, als hätte er das Lenkrad nie verlassen. Blinzelnd überlege ich, Musik anzu-

schalten, aber irgendetwas hält mich davon ab. Eine diffuse Angst macht mir klar, dass ich meine volle Konzentration zum Fahren benötige. Aber wieso? Obwohl viel Verkehr ist, komme ich gut voran. Rechts halten, nur im Notfall überholen, wenn ein Lkw mich ausbremst. Die kleine orange Tanksäule leuchtet. Wohl oder übel muss ich noch einmal anhalten, bevor ich in die Stadt fahre. Mein Hotel liegt sehr zentral, doch für manche Anlaufpunkte meiner Recherchen brauche ich in den nächsten Tagen das Auto.

Meine Oma hat mir im Laufe der Jahre den einen oder anderen Hinweis geliefert, bei dem ich ansetzen kann. Wenn alles gut geht, wird das Ergebnis meiner Arbeit ein Buch über ihre Erinnerungen sein. Eine große Herausforderung, aber ich weiß, dass ich sie angehen muss. Jetzt. Es gibt so viel zu erzählen, so viel zu verstehen für meine Generation heute. Wer außer mir sollte ihr Leben festhalten? Wenn das Buch erst einmal vor ihr liegt, wird sie es sicher lieben. Literatur gegen das Vergessen, das ist in ihrem Sinne, dazu hat sie mich erzogen.

Schmunzelnd schüttle ich den Kopf darüber, wie gut ich meine Motivation sogar mir selbst gegenüber verklären kann. In Wahrheit will ich vor allem die offene Frage beantworten, die Geheimnisse dahinter aufdecken: Warum war mein Opa für meine Mutter und mich immer nur dieser unsichtbare Schatten? Oma Rosi schweigt zu diesem Thema, obwohl sie sonst über alles mit mir spricht. Meinen bohrenden Fragen ist sie schon immer geschickt ausgewichen. Es muss unendlich schwer gewesen sein, damals als alleinerziehende Mutter eine Tochter durchzubringen. Dennoch hat sie es geschafft, Mama ein gutes Leben zu ermöglichen. Und schließlich hat sie sich um mich gekümmert, als Mama es nicht mehr konnte ...

Plötzlich verspüre ich den alles verschlingenden Wunsch,

Oma bei mir zu haben. Mich wie ein Kind auf ihren Schoß zu setzen, ihre schrumpeligen Finger auf meiner Wange, den Geruch ihrer Küchenschürze einzuatmen, der immer von ihrer Liebe zu süßlich-scharfen Paprikagewürzen erzählt, und ihre beruhigende, warme Stimme zu hören.

Tränen laufen mir über die Wangen. Ich nehme die Brille ab. Mit meinem nackten Arm wische ich mir hastig über das Gesicht und finde mich auf einmal sehr kindisch. Was ist bloß los mit mir? Die Sehnsucht hat mich mit einer Macht überwältigt, die ich bisher nicht kannte. Jede Zelle meines Körpers schreit nach meiner Oma. Sobald ich in Würzburg angekommen bin, muss ich sie anrufen, ihr von meinen Plänen erzählen. Vielleicht ist dieser Gefühlsausbruch damit zu erklären, dass ich das erste Mal seit Langem eine Reise mache, von der sie nichts weiß.

Der Blinker ist gesetzt und ich biege zur Autobahnraststätte ab. Während ich langsam vom Gas gehe, überlege ich, wo sich mein Tankdeckel befindet. Es will mir nicht einfallen. Zum Glück fährt niemand hinter mir, denn ich werde immer langsamer und fahre Schlangenlinien zwischen den beiden Fahrstreifen. Erst kurz vor der Tankstelle entscheide ich mich für die rechte Spur.

Kaum habe ich den Motor abgestellt, öffne ich die Tür und spähe an meinem eigenen Auto entlang. Obwohl mein Kopf sagt, dass die Entscheidung für »rechts« richtig war, zweifle ich, ob dies die ganze Wahrheit ist. Mir bleibt eine nebulöse Ahnung. Der Wagen wirkt fremd auf mich, etwas sagt mir, dass diese Tankstelle nicht sicher ist. Trotzdem stehe ich mechanisch auf und greife nach dem Zapfhahn. Benzingeruch weht mir in die Nase. Mein Magen windet sich, als würde ich ihm Schreckliches zumuten. Ich sehe Flammen. Dann huscht das Bild weiter und ich weiß nicht, wo es hergekommen ist. Immer noch stehe ich vor der Zapfsäule neben meiner offe-

nen Wagentür. Eine innere Stimme schreit, dass ich weglauen soll. Panisch sucht mein Blick auf dem Boden nach einer brennenden Zigarette, nach einem leckenden Tank, nach irgendetwas, das meine Angst erklären könnte.

Aber da ist nur eine Familie mit zwei Kindern, Hund und Minivan auf der anderen Seite der Tanksäule. Die Kleinen lachen laut, ihre Mutter packt gerade mit klebrigen Fingern Eis für sie aus, das der Vater vom Zahlen mitgebracht hat.

»Sie müssen weg! Gehen Sie da weg!«, höre ich mich rufen. Die Kinder verstummen. Der Hund bellt. Die ganze Familie sieht mich verständnislos an.

Kapieren die denn nicht? Ich mache ihnen Zeichen, rudere mit den Armen herum, um ihnen die Lage klarzumachen. Doch sie starren mich an, als wäre ich verrückt.

»Was ist denn los?«, ruft der Vater, der sich eben wieder in seinen Van setzen wollte, besorgt herüber.

Alles brennt. Ich schreie.



»Komm da weg, Rose-Marie!«, Mutter will mich am Ärmel meines Mantels weiterziehen, aber ich starre weiter das schwarze Autowrack an, eine winzige Rauchfahne qualmt noch aus dem Fahrerhaus. Der dünne Stoff gibt sofort nach. Es ratscht.

»Ich hab dir doch gesagt, dass ich einen Neuen für diesen Winter brauche!«, schleudere ich ihr entgegen. In Wirklichkeit bin ich allerdings in diesem Moment nicht unglücklich über den möglichen Verlust meines Mantels. In der Wärme des späten Augusttags schwitze ich unter den vielen Stoffschichten, die ich trage.

Mutter ignoriert mich und den neuen Riss:

»Komm jetzt! Die Männer sind schon wieder voraus!«

Sie deutet auf unser Fuhrwerk, meinen Bruder und die Pfer-

de, die sich nur noch als kleine, schwarze Silhouetten vor dem dämmerigen Abendhimmel über den Feldern abzeichnen.

Vaters große Errungenschaft, das voll beladene Pferdefuhrwerk, das er von unseren Ersparnissen gekauft hat, täuscht wenig glaubhaft vor, dass dies ein ganz normaler Umzug ist. Keiner sollte vorab erfahren, wie weit wir wegziehen. Schwer war diese Geheimhaltung für ihn nicht. Seit Vater entlassen wurde, spricht sowieso niemand mehr mit ihm. Meine Eltern haben mir verboten, mit meinen Freundinnen auch nur ein Wort über unsere Reise zu wechseln. Einzig Paul durfte ich einen Brief an die Front schreiben – das war ihr Zugeständnis. Wie die Verbrecher sind wir morgens um fünf losgezogen. Als hätte nicht die ganze Stadt mitbekommen, dass Vater sich ein Fuhrwerk auf dem Land gekauft hat.

Ich kann den Blick nicht von dem Wrack am Wegesrand abwenden. Noch immer steigt zaghaft Rauch aus dem Inneren des VWs. Das Auto sieht wie ein moderner Jeep aus. Mir schießt durch den Kopf, dass Paul mir sagen könnte, um welches Automodell es sich hierbei handelt. Einer dieser unendlich vielen Stiche trifft meine Herzwand, wie jedes Mal, wenn ich sein Fehlen realisiere.

Seit der Atlantikwall Risse bekommen hat, hat mir Paul erst ein einziges Mal geschrieben. Eine Seite dieses Briefes, in dem er sagt, dass er am Leben ist und wir ganz Frankreich zurückerobern werden, trage ich in dem silbernen Amulett um meinen Hals. Dieses Stück Papier ist mein Glücksbringer. Das Warten auf neue Nachrichten von ihm kommt mir jedoch endlos vor.

Wie lange liegt das Wrack wohl schon hier? Weit und breit ist kein Mensch zu sehen. Wo sind die Insassen des Wagens hin? Ich will nachsehen, will wissen, wie es aussieht, wenn ein Mensch verbrennt. Der Gedanke ist zwar verstörend,

aber ich muss vorbereitet sein. Stahl muss viele Arbeitsschritte durchlaufen, ehe er so hart wird.

»Wo bleibt ihr denn?«

Vaters nörgelndes Grummeln höre ich, noch ehe er hinter der Hecke auftaucht, die unseren Weg von den Feldern abschirmt. Der Ärger in seiner Stimme ist mittlerweile zu meinem täglich Brot geworden. Ich kenne Vater nur noch als diesen zornigen, alten Mann, in den er sich verwandelt hat. Jemand, der nichts von morgen weiß, der an nichts mehr glaubt.

»Rose-Marie betreibt wieder ihre Feldstudien«, ruft Mutter ihm entgegen, umfasst dann meinen Arm mit der ganzen Hand und nimmt mir mit einem kräftigen Ruck die letzte Möglichkeit, mich weiter in den Anblick des Autowracks zu vertiefen.

»Werner hat einen Platz für die Nacht gefunden. Eine Scheune. Der Bauer ist einverstanden, wenn wir ihm einen Teil des Silberbestecks geben«, im Näherkommen wirkt Vater sachlich und ruhig. »Rosi, lass die Toten ruhen!«

»Du weißt nicht, ob sie tot sind!«, erkläre ich bestimmt.

Vater lacht höhnisch: »Sehr wahrscheinlich. So einen Luftangriff überlebt man nicht.«

»Na, hoffentlich werden wir nicht getroffen!« Ich funkle ihn an, aber er scheint die Botschaft nicht zu hören.

Er geht jetzt zügig vor uns her. Mutter und ich folgen mit dem unhandlichen Kastenwagen und Lottas altem Kinderwagen, der unter der Last unserer Kleidungsstücke quietscht. Noch immer empfinde ich es als eine große Ungerechtigkeit, dass meine kleine Schwester mit dem Zug fahren durfte.

»Sie ist zu jung, ihr könnte unterwegs etwas passieren«, hat Mutter gesagt. Mich braucht sie, um Vater und Werner zu bekochen. Für mich ist es nicht zu gefährlich.

»Jemand muss schließlich auf unsere Sachen aufpassen. Ich

würde auch lieber mit dem Zug fahren.« Mutters Sätze sind mir im Ohr geblieben und jede Wiederholung macht mich wieder wütend. Wer hat gesagt, dass wir überhaupt irgendwo hinmüssen?

»Wir haben noch Kartoffeln, oder?«, wendet sich Mutter fragend an mich, als hätte sie keine anderen Probleme.

Ich nicke mit eiserner Miene. »Wieso sind wir nicht zu Hause geblieben?«, nicht zum ersten Mal spreche ich meine Zweifel laut aus.

Vater seufzt geräuschvoll, dreht sich aber nicht zu uns um, seine Augen sind auf den Horizont gerichtet.

»Das weißt du. Max hat dir doch erklärt, was im Osten passiert.« Mutter hat wenig Ahnung von Politik, sie glaubt Vater alles.

»Lass, Frieda! Es hat keinen Sinn«, Vater bleibt tatsächlich stehen und nimmt Mutters Hand. »Soll ich dir den Wagen abnehmen?«, fragt er und streichelt ihr mit der anderen liebevoll über die Wange.

»Es geht schon, es geht schon«, murmelt sie nur. »Du hast doch den ganzen Tag die Pferde ...«

Diese scheinbare Harmonie bringt mich zum Kochen. »Der Krieg ist noch nicht verloren!«, sage ich mit fester Stimme.

Es bleibt mir unverständlich, wieso sie davon ausgehen, wieso sie unserer Familie das antun: Hunderte Kilometer wegzulaufen, fort von der Heimat, aus purer Feigheit.

Vater lässt Mutters Finger los, ich sehe, wie sie ihm wie in Zeitlupe entgleiten. Über den Äckern glimmt das letzte Licht des Tages. Hinter der Hecke, aus deren Schatten wir jetzt hervortreten, kann ich bereits einen Hof in der Ferne erkennen. Wahrscheinlich unser Platz für diese Nacht. Einen Moment ist es sehr still, fast friedlich.

Dann stellt sich Vater mir in den Weg, seine Augen hinter der Akademikerbrille sind winzig klein, etwas flackert durch

seinen Blick, er atmet einmal geräuschvoll aus: »Ja, natürlich: Der Krieg ist noch nicht vorbei. Vorher kommen noch die Russen oder die Amerikaner oder beide. Und sie werden alles zerstören. Bei Albert und deiner Schwester sind wir in Sicherheit und ich habe eine Stellung als Heizer. Wir haben zu essen, wir haben uns. Das ist, was zählt. Das ist, was am Ende bleibt.«

Ich hasse es, wenn er so verklärt romantisch spricht. Jetzt fixieren mich seine blauen, gutmütigen Augen hoffnungsvoll, als würde er auf etwas warten, das zu seinem Pech nie geschehen wird.

Er sieht alt aus, als er schließlich ganz langsam hinzufügt: »Was nicht bleiben wird, das ist dein Führer.«

Verräter. Manchmal glaube ich, es wäre ihm ganz recht, wenn wir Paris bald verlieren würden. Er wünscht sich wahrscheinlich sogar, dass wir scheitern, so besessen ist er von der Idee, wir wären besser dran ohne Hitler. Er weiß, dass er solche Dinge nicht sagen darf. Trotzdem tut er es mir gegenüber. Dafür könnte ich ihn jederzeit anzeigen. Aber solange ich kein eigenes Geld habe, brauche ich ihn. Ich spüre eine grenzenlose Ohnmacht. Es liegt nicht in meiner Hand, ich muss ihm und Mutter gehorchen. Solange Paul noch nicht zurück ist, bin ich auf meine Familie angewiesen. Es war ihre Entscheidung, wegzurennen. Alles lasse ich in Passau zurück – für jemanden, der nicht an unser Land und unsere Zukunft glaubt.

Langsam sammle ich meine Gedanken: »Der Führer wird weiterleben. Deutschland wird zu neuer Stärke erblühen und unsere Feinde werden sich diese Tage zurückwünschen, als Feiglinge wie du versucht haben, unseren Willen zu untergraben.«

Vaters Lider schließen sich. Die letzte Kraft ist aus seinem Blick gewichen, er schüttelt resignierend den Kopf, dann

wendet er sich wieder dem Hof zu und stapft davon, Mutter trottet ihm nach. Unfreiwillig folge ich ihnen, aber Vaters Worte haben keine Macht mehr über mich. Er hat mir nichts mehr zu sagen. Ich bin viel stärker als er, denn wir bekennen uns zu dem Geschlecht, das aus dem Dunkel in das Helle strebt. Er ist nur ein gebrochener Mann, der mit uns vor dem Unausweichlichen flieht: vor dem Kampf, in dem wir alles für uns entscheiden werden.



Als ich die Augen öffne, blicke ich auf einen alten Lampenschirm direkt über mir, den eine dicke Staubschicht bedeckt. Dennoch zieht mich das Achtzigerjahre-Muster in seinen Bann. Einen Moment verliere ich mich in den absurden Farben und Formen, dann lasse ich meine Augen langsam im Raum umherwandern, während ich immer noch bewegungslos daliege. Das ganze Zimmer ist im Stil dieses längst vergangenen Jahrzehnts eingerichtet. Es gibt zwei Türen, eine davon führt in ein Bad, aus dem ich die Belüftungsanlage rauschen höre, die andere vermutlich auf den Gang hinaus. Links vom Bett befindet sich das einzige Fenster, dessen geschmacklose lila Vorhänge zugezogen sind. Ich muss in einem Hotel sein. Wieso weiß ich das nicht?

Neben meinem Kopf auf dem Nachttisch steht ein graues Telefon, daneben liegt die Willkommensbroschüre des Hauses: »Wir freuen uns, dass Sie sich für einen Aufenthalt bei uns entschieden haben«, schreibt das Hotel Zur Traube.

Entschieden ... richtig, jetzt weiß ich wieder, dass ich gestern Abend aus Berlin hier angerufen habe. Es war eines der wenigen Gasthäuser, die so kurzfristig ein Bett frei hatten.

Aber ist überhaupt noch »heute«? Im Aufrichten greife ich nach meinem Handy, das auf der unbenutzten Seite des Doppelbetts liegt. Das Display sagt, es sei der 13. Juni. Mitt-

woch. 15:44 Uhr. Also kann ich nur kurz geschlafen haben. Doch wie bin ich hierhergekommen? Als läge die Tankstelle noch vor mir oder als hätte jemand eine Folie mit dieser Emotion über mein ganzes Dasein gestülpt, erinnere ich mich an die Angst. Wahrscheinlich habe ich mich dann beruhigt, bin ins Auto gestiegen. Ich muss erschöpft gewesen sein von der Fahrt.

Draußen auf dem Flur nähern sich knarzend Schritte. Wie ein wildes Tier, das sich vor Fressfeinden versteckt, spitze ich die Ohren. Jemand ist direkt vor meiner Tür. Aber die Schatten, die durch den kleinen Lichtspalt über der Schwelle fallen, gehen zügig vorüber, die Schritte entfernen sich wieder. Mein Handy zeigt drei weitere Anrufe in Abwesenheit an. Zwei sind von Hannes, einer von Chrissie. Außerdem habe ich unzählige Nachrichten, doch ich fühle mich zu erschöpft, um sie zu lesen. Später wird Zeit dazu sein.

Etwas summt. Langsam gehe ich durch den unbekanntenen Raum und folge der Spur des Geräuschs. Es ist ein kaum wahrnehmbarer, feiner Ton. Bäte mich jemand, eine moderne Geräuschkulptur zu entwerfen, würde ich so elektrischen Strom darstellen. Erstaunt bemerke ich, dass ich barfuß bin und trete vorsichtig auf. Man kann nie wissen. Auf dem blauen Teppich, der den Gesamteindruck des Raums in seiner Schönheit abrundet, bin ich fast lautlos. Langsam nähere ich mich der Geräuschquelle: Die Steckdose des Fernsehgeräts, das auf einem kleinen Schränkchen aus gepressten Spanholzplatten mit silbernen Griffen in der Zimmerecke steht, ist schuld. Ohne Rücksicht auf die in die Jahre gekommene Elektronik ziehe ich das Kabel mit einem Ruck heraus. Augenblicklich herrscht Stille.

Neben der Tür entdecke ich meine hellbraunen Schnürschuhe, sie stehen ordentlich nebeneinander, beide Schuhspitzen auf exakt gleicher Höhe. Mein Koffer wurde mitten im Raum

vor dem Bett abgestellt. Als ich hier ankam, scheine ich mich sofort hingelegt zu haben. Langsam ziehe ich die Vorhänge auf wie jemand, den dahinter eine neue Welt erwartet. Aber ich blicke lediglich auf die dunkelblaue Hausfront gegenüber. Ich bin im zweiten Stock. Unter mir führt eine kleine gepflasterte Gasse zu einer größeren Straße, an der wahrscheinlich der Hoteleingang liegt.

Zwar möchte ich den fehlenden Stunden auf den Grund gehen, nichtsdestotrotz ist die Arbeit jetzt wichtiger. Mein großer Koffer blickt mich mit unausgepackter Vorfreude an und ich nehme als Erstes meinen Laptop aus der weißen Schutzhülle. Ich trage ihn zum Schreibtisch, der neben dem Fenster ein bisschen Tageslicht einzufangen versucht, und stecke das Ladekabel ein. Kein Summen. Diese Steckdose scheint störfrei zu sein.

Also Bildschirm hochklappen, Arbeitsgerät starten. In diesem Augenblick sehe ich im fahlen Licht des Zimmers mein Handy vom Bett herüberleuchten. »Marcel« steht dort in aufdringlichen Buchstaben. Obwohl ich keine große Lust verspüre abzuheben, tue ich es dennoch.

»Da bist du ja! Was war mit Bescheid sagen?«, fragt mein Freund vorwurfsvoll.

»Ich ... es tut mir leid ... ich muss irgendwie eingeschlafen sein«, den Rest der Ereignisse verschweige ich lieber.

»Okay«, es entsteht eine kurze Pause, in der ein Mensch, der mich gut kennt, ahnen müsste, dass irgendetwas nicht stimmt. »Und wie war die Fahrt?«, fragt er.

»Gut«, sage ich knapp. »Ich muss jetzt arbeiten. Gerade wollte ich anfangen.«

»Ja ... ist klar. Ich habe auch nur fünf Minuten, aber wollte halt hören, wie's dir geht.« – Marcel versteht, wenn jemand gerne arbeitet. Würde man ihm seinen Job als Personaler wegnehmen, er wüsste nichts mit sich anzufangen. Für ihn

ist Arbeit alles.

Als wir uns kennenlernten, fand ich es anziehend, dass er so ambitioniert ist. Außerdem hat er mir damals das Gefühl gegeben, ich stünde ganz oben auf der Liste der Dinge, die er haben will.

»Gut, dann lege ich los«, sage ich.

»Mit deinen Recherchen?«

»Ja.«

»Vielleicht hilft dir das. Dann kannst du wieder normal sein«, Marcel lacht, verstummt jedoch nach einigen Sekunden abrupt, als hätte er einen unpassenden Witz gemacht.

Womöglich hat er recht, das spüre ich, aber es wirkt, als fehlten mir die wichtigsten Fakten, um mir selbst diese Behauptung zu beweisen. Warum bin ich nicht normal? Die Frage hallt in meinem Kopf wider. Doch die Antwort ist lediglich ein lautes, betäubendes Dröhnen in mir, das dieses Gespräch abbrechen will, sofort auflegen möchte.

»Ja, kann sein. Tschüss«, sage ich.

Sein »Bis dann« dringt nur noch aus einiger Entfernung an mein Ohr, weil ich bereits mit meinem Blick den roten Knopf suche.

»Die Geschichte meiner Oma zu verstehen, wird mir helfen«, sage ich mir mehrmals hintereinander. »Die Geschichte meiner Oma wird mir helfen.« Womöglich lässt sich mit einem Mantra das Dröhnen besänftigen. Das große Rauschen, das von etwas Unbekanntem spricht.

Vorsichtshalber schalte ich das Handy ganz aus, bevor ich mich an den Laptop setze.

Als ich gerade die Adresse des hiesigen Stadtarchivs heraussuchen will, rinnt es mir wieder eiskalt den Rücken hinunter. Es fühlt sich an, als wäre dieser Ort mit einem Fluch belegt. Als wäre etwas hier, das ich nicht sehen kann, etwas, das hinter mir steht und mir über die Schulter blickt. Kein

Mensch, kein Ding, ein Gefühl, ein Etwas. Hier stimmt etwas nicht, sagt die Gänsehaut, die mir über den Arm läuft. Kleine Härchen stellen sich wie Antennen auf, um jede mögliche Gefahr zu registrieren. Doch so sehr ich auch in die Stille des Zimmers horche, meine Nasenflügel blähe und meine Finger ruhig auf die Tasten lege, um alles andere um mich herum deutlich mit jeder Zelle zu erspüren, da ist nichts.



»Buhhhh!«

Ich muss mir die Hände vor den Mund halten, um nicht laut aufzukreischen. Werner lacht sich kaputt.

»Du hast mich erschreckt.«

Ich schaue ihn vorwurfsvoll an, aber er zeigt keine Reue: »Für dieses Gesicht würde ich es jederzeit wieder machen! Du siehst aus wie ein Gespenst – so blass bist du geworden.« Er grinst und ich kann selbst in der unheimlichen Dunkelheit des Gebüschs die Zahnücke zwischen seinen Schneidezähnen sehen. Mit meiner flachen Hand haue ich ihm einmal kräftig auf den Oberarm. »Tu das nie wieder!«, sage ich streng, obgleich ich vermute, dass diese Erziehungsmaßnahme bei einem Fünfzehnjährigen wohl zu spät kommt. Er ist längst ein Mann. Bald wird er unserem Vaterland dienen wie Günter und Paul. Und wie Hans natürlich ...

»Wo hast du hingemacht? Ich will nicht in deinen Fladen treten ...«, ruft mein kleiner Bruder noch, wartet die Antwort aber nicht mehr ab, sondern schlägt sich erneut in die Büsche und macht, während er sich weiter von unserem Lager entfernt, vielsagende Muh-Geräusche.

Es ist das erste Mal, dass wir draußen übernachten, seit wir losgelaufen sind. Obwohl es warm ist und der Platz, den Vater ausgesucht hat, geschützt in einer Talsenke zwischen hohen Büschen liegt, fühlt es sich seltsam an. Anders als bei

den Zeltlagern im BDM. Ich wünschte, Paul wäre hier, um mich in den Arm zu nehmen und mich zu beschützen.

Dafür, dass er mich so erschreckt hat, könnte ich Werner umbringen. Noch immer rast mein Puls, als ich auf den Schein des Feuers zugehe. Jederzeit kann hier ein wildes Tier aus dem Unterholz springen.

»Tiere haben mehr Angst vor dir als du vor ihnen«, höre ich meine Freundin Gerti bei unserem ersten Zeltlager bestimmt sagen. Es ist wahr. Hier ist niemand – erst recht kein Tier. Dennoch versuche ich, so wenig Geräusche wie möglich zu machen, bis zu meinem Schlafplatz am Feuer sind es nur noch wenige Meter. Allein die Grillen drohen mich zu verraten. Sobald ich meinen Fuß auf dem Boden aufsetze, wird es um mich herum vollkommen still. Als würden die kleinen Tierchen die Luft anhalten.

Im Näherkommen höre ich, dass auch meine Eltern aufgewacht sind, obwohl es wahrscheinlich noch nicht einmal Mitternacht ist. Sie scheinen unser Fehlen nicht zu bemerken, denn sie flüstern, um niemanden zu wecken. Der Tonfall meiner Mutter lässt mich ihrem Gespräch lauschen. Gut verborgen bleibe ich zwischen den dichten, stacheligen Hagebütten und friedlicheren Buchenhölzern stehen.

»Ich will nicht, dass du die ‚Dame mit Hund‘ weggibst. Du weißt genau, wie viel sie mir bedeutet«, sagt Mutter mit einem ungewohnten Schmerz in der Stimme. Sie hat die Porzellanfigur mit der schick gekleideten Frau und dem Schäferhund von ihrer Mutter geschenkt bekommen.

»Aber wir werden noch einige Nächte unterwegs sein, und das Silberbesteck reicht nicht mehr aus«, erklärt Vater jetzt ernst. Zu meiner Überraschung beginnt Mutter zu schluchzen:

»Ich weiß nicht, ob das die richtige Entscheidung war.«

»Frieda, daran darfst du nicht zweifeln! Würzburg ist Lazarettstadt und somit sicher vor Luftangriffen. Das hat Albert

doch auch am Telefon gesagt. Wir müssen die Kinder wegbringen von der Grenze, bevor es zu Ende geht!«

»Niemand macht das!«, entgegnet Mutter ihm trotzig.

»Siehst du! Hör auf sie!«, möchte ich aufschreien, aber dafür ist es längst zu spät. Außerdem will ich meinen Beobachtungsposten nicht aufgeben.

»Niemand' stimmt nicht. Dachslers sind zum Beispiel auch geflohen ...«

»Ja, in die Schweiz! Und du weißt genau, warum.«

Natürlich hat auch Vater davon gehört, dass die Tochter von Dachslers vor einem Jahr eine Bekanntschaft mit einem Juden hatte. In Wahrheit hat sich also eine Familie mit ihrer Rasseschänderin ins neutrale Ausland abgesetzt. Mal sehen, wie lange sie dortbleiben, wenn die Frontisten erst einmal die Oberhand gewinnen.

»Es geht nicht darum, ob andere das auch tun«, Vater spricht ganz so, als stünde er noch vor seiner Schulklasse. »Es erscheint mir als das Richtige. Frankreich ist längst verloren, der Russe kommt immer näher. Egal, wie lange Hitler dieses sinnlose Sterben hinzieht, der Krieg ist verloren. Bis dieser Mann das begreift, ist es für mich wichtig, dass ihr in Sicherheit seid! Natürlich ist es hart für uns und vor allem für euch Frauen, diese Reise zu machen ...«

»Ich will bloß nicht, dass all unsere Erinnerungen verloren gehen«, Mutter hat sich zwar wieder gefangen, ihre Stimme klingt jedoch noch brüchig.

»Unsere Erinnerungen tragen wir bei uns. Sie sind hier drin«, er tippt ihr vorsichtig auf Stirn und Herz, »aber ich weiß, wie viel die ‚Dame mit Hund‘ dir bedeutet. Ich versuche, sie nicht wegzugeben. Nur im Notfall ...«

Das scheint Mutter zu besänftigen, denn sie kuschelt sich an Vaters Schulter und schweigt. Sie ist zu gutmütig und kann sich nicht gegen ihn durchsetzen. Wir Frauen sollten

viel stärker sein! Die nationalsozialistische Frau ist die Herrscherin über die Familie. Lediglich bei uns ist alles anders. Am liebsten möchte ich zu Mutter gehen und ihr sagen, dass ihre Meinung zählt. Ich will ihr sagen, dass ...

»Buhhh!«, brüllt mir Werner, der sich von hinten angeschlichen haben muss, in diesem Augenblick direkt ins Ohr.

Mein Herz setzt einen Moment aus, Vater und Mutter drehen ihre Köpfe, ich sehe die Angst in ihren Blicken.

»Wir sind's nur – die Kinder, die ihr aufgezogen habt«, lachend kämpft sich Werner aus dem Gebüsch. Ich stehe noch einen Augenblick bewegungslos, das Zirpen der Grillen setzt langsam wieder ein.



Mein Handy piepst sehr laut in der totalen Stille des Lesezimmers. Ich schrecke auf.

»Entschuldigen Sie, ich habe vergessen, den Ton auszumachen!«, erkläre ich der Archivarin, die mich nachsichtig anlächelt, als wäre ich eine Dreizehnjährige, deren Telefon den Unterricht stört.

Während ich den Ton ausschalte, sieht sie auf den Bildschirm vor sich. Ihr großes, schweres Pult bietet den perfekten Blick auf die gut zehn Tischreihen ihr gegenüber. Mein Kommen hatte ich nicht angemeldet.

»Sie suchen also Ihre Großmutter?«, versichert sich die Dame mit dem strengen grauen Dutt und der viel zu tiefen, rauchigen Stimme noch einmal leise.

»Also ich weiß, wo meine Oma jetzt ist. Sie lebt wie ich in Berlin«, ich lächle. »Sie ist schon fünfundneunzig und ich möchte eben alles über ihre Geschichte herausfinden.«

Die Archivarin mustert mich fragend, als hätte ich ihr soeben unnötige Zusatzinformationen aufgezwungen. Warum stelle ich nicht einfach meine Fragen?

»Welche Daten haben Sie denn bereits?«, erkundigt sie sich höflich. Auf ihrem Namensschild steht »Sieglinde Fröhlich« – das passt nicht besonders gut.

»Ich weiß, dass sie 1944 mit ihrer Familie nach Würzburg kam. Hier hat sie zunächst bei ihrer Schwester und ihrem Schwager gewohnt und ist dann später, also nach dem Krieg, mit ihrem Mann zusammengezogen.«

»44 ist ein Problem«, sagt Frau Fröhlich.

»Wieso?«

»Wir haben die Adressbücher aus diesem Jahr nicht mehr.« Sie sieht mich einen Augenblick an und gibt mir Zeit, von selbst auf den Grund zu kommen. Eingeschüchtert schweige ich.

»Wegen des 16. März ... damals sind viele Dokumente verloren gegangen.«

Richtig, wie konnte ich den 16. März bei meinen Überlegungen ausblenden?! Davon hat Oma schon so oft erzählt. Irgendjemand ist hier ganz schlecht vorbereitet, wie eine Anfängerin, die gerade erst von der Journalistenschule kommt.

»Was wollen Sie denn genau wissen?«, forschte die Dame jetzt nach.

Laut denke ich: »Alles, was es zu wissen gibt.«

Ich kann ihr schlecht sagen, dass ich nicht verstehe, warum mein Opa nie eine Rolle in meinem Leben spielen wollte.

»Ich würde gerne ein Buch darüber schreiben, wie es als junge Frau im Zweiten Weltkrieg war«, sage ich stattdessen.

»Ach, Sie sind Schriftstellerin?«, fragt die Archivarin und zieht dabei eine Augenbraue hoch. Sie hätte sich vermutlich ähnlich erkundigt, wenn ich ihr von meinem dreimonatigen Praktikum auf dem Mond erzählt hätte.

»Nein, ich bin Journalistin«, stelle ich richtig.

Ein leises Lächeln umspielt die Mundwinkel der Dame.

»Momentan bin ich beurlaubt«, höre ich mich sagen, »des-

halb habe ich Zeit für dieses Projekt.« Zu viele Informationen! Das geht sie gar nichts an, denke ich. Niemanden geht es etwas an, warum ich beurlaubt bin. Ein unbestimmtes Gefühl will in mir aufsteigen und ich schiebe es eilig beiseite:

»Also können wir nicht herausfinden, wo meine Oma 1944 gelebt hat?« Zwar kenne ich Omas Beschreibungen der Wohnung, als hätte ich selbst dort viele Monate verbracht, doch die Adresse hat sie nie genannt.

»Erst wieder ab 1946. Bis dahin gibt es keine Adressbücher. Aber Sie sagten, die Schwester hätte bereits vorher hier gewohnt. Vielleicht finden wir die Anschrift des Schwagers Ihrer Großmutter«, langsam wird Frau Fröhlich mir trotz ihrer harschen Hülle sympathisch. »Zunächst einmal bräuchte ich alle Namen, die Sie haben.«

Mit etwas übertriebenem Engagement zähle ich meine Verwandtschaft auf.

»Ihre Mutter wurde also auch hier geboren?«

»Ja, am 2. Juni 1966«, bestätige ich. Beinahe möchte ich aus Reflex ihr Todesdatum hinzufügen, würgte die Worte jedoch im letzten Moment wieder hinunter.

»Und ist jemand von Ihren Angehörigen hier gestorben?«, fragt die Archivarin, als hätte sie meine Gedanken gelesen.

»Tod«, denke ich und innerhalb von Millisekunden steht wieder alles um mich herum in Flammen. Dieser Gedanke muss weg, er muss wegrationalisiert, mit Sachlichkeit niedergekämpft werden. Ich schlucke und versuche, mir nicht anmerken zu lassen, dass ich die Feuchtigkeit in meinen Augen wahrnehme.

Dieser Moment scheint Frau Fröhlich zu lange zu dauern, sie fragt: »Womöglich Ihr Großvater?«

»Ja!«, rufe ich etwas zu laut.

Die beiden Herren, die still in der letzten Reihe des Lesesaals in ihren Büchern blättern, sehen gleichzeitig auf. Auch die

Archivarin ist sichtlich verstört von meiner Begeisterung. Nur mühsam fange ich meine Stimme von ihrem Höhenflug ein und flüstere: »Das müsste so sein, ja.«

Beide Herren versinken mit Brille und Lupe bewaffnet erneut in ihren Büchern.

»Dann suchen wir also auch die Sterbeurkunde Ihres Großvaters«, kommentiert Frau Fröhlich.

Ich nicke schweigend.

»Diesen Antrag müssten Sie mir bitte ausfüllen!«, sie schiebt ein Blatt Papier zu mir herüber.

Ich greife zum Stift und tue so, als wäre alles in Ordnung.

»Gut, dann versuchen wir es zuerst mit der Sterbeurkunde ...«, die Archivarin erhebt sich und läuft zielstrebig aus dem Saal, »... warten Sie bitte hier!«, ihr tiefes Flüstern ist einen Augenblick in eine höhere Tonlage übergesprungen. Sie verschwindet in dem nicht einsehbaren Teil des Archivs. Meine Augen suchen im Raum nach einem Halt, sie wollen Ablenkung, wollen dem Kopf die Chance nehmen, den Gedanken nachzugehen. Mein Blick bleibt an der Decke hängen und ich beginne, die vielen gläsernen Lampen zu zählen. Manchen von ihnen fehlt eine funktionsfähige Glühbirne, aber nicht allen. Ein Rätsel.

Als Frau Fröhlich fünf Minuten später wiederkommt, zähle ich die intakten Birnen gerade zum zweiten Mal.

»Das wären die Unterlagen Ihres Großvaters«, sie legt die Mappe mit spitzen Fingern vor mir ab und ich habe das Gefühl, dass sie um die sensiblen Wahrheiten in ihren Daten weiß.

»Sehen Sie sich das in Ruhe an! Ich suche solange die Adressen heraus«, fügt sie hinzu und winkt mich in die vorderste Tischreihe.

Ich öffne die Mappe und lese »Sterbeurkunde, Paul Gruber«. Sofort springt mein Blick über das Papier und sucht nach

der einen Zahl, die ich nie von Oma Rosi gehört habe: »1968« steht da. Zwei Jahre nach Mamas Geburt, ist mein erster Gedanke. Wieso stirbt jemand mit achtundvierzig?

Ich versuche, mich an das zu halten, was ich im Studium gelernt habe, und lese jetzt die ganze Urkunde von oben nach unten sorgfältig und langsam. Doch nirgends steht ein Grund. Dafür sagt mir mein journalistischer Instinkt, dass etwas mit einer anderen Zeile absolut nicht stimmt: »angezeigt durch die Kriminalpolizei Würzburg« ...

»Was heißt das?«, frage ich Frau Fröhlich, die soeben zwei große, schwere Adressbücher auf dem Tisch vor mir ablegt. Mein Finger liegt deutend auf den Buchstaben wie auf einer offenen Wunde.

»Mhmm«, macht die Archivarin nachdenklich und schweigt einige Sekunden mit zusammengepressten Lippen, »das könnte heißen, dass Ihr Großvater alleine gewohnt hat und deshalb die Tür durch die Beamten geöffnet werden musste.« Auf diese Idee wäre ich nicht gekommen. Einen Moment lang will ich eine weitere Frage stellen, dann entscheide ich mich dafür, diese Antwort zu akzeptieren. Zeiger schreiten voran, alles erscheint für Augenblicke wunderbar einfach.

Die Adressbücher sprechen jedoch eine andere Wahrheit. Dort ist Opa noch 1968 in einer Wohnung mit Oma und meiner zweijährigen Mama gemeldet. Sie leben in einem Stadtteil, der Sanderau heißt.

Omas Schwager und seine Angehörigen, die Familie Wolz, hat Frau Fröhlich auch gefunden: Vor 1944 wohnten diese in der »Adolf-Hitler-Straße«, direkt in der Innenstadt.

Die Archivarin fügt wissend hinzu: »Das ist die heutige Theaterstraße. Dann wohnten Ihre Urgroßeltern quasi direkt zwischen dem ehemaligen und dem neuen Bahnhof. Aus heutiger Sicht der ideale Wohnort für einen Heizer,« sie kichert kurz, hält sich dann sofort die Hand vor den Mund,

wobei ich ein kleines Tattoo an ihrem Unterarm bemerke, das wie ein Buch aussieht. Das nenne ich Hingabe.

Frau Fröhlich folgt meinem Blick, streift den Ärmel ihrer Bluse wieder hinunter und fügt hinzu: »Sicherlich war das praktisch bei dem Beruf Ihres Urgroßvaters ...«

Mein Urgroßvater war Heizer, so steht es auch in seiner Sterbeurkunde. Trotzdem spricht Oma immer von ihm als »mein Papa, der Lehrer«. Tausend kleine Geschichten huschen durch meinen Kopf. Und was hat es mit dem alten Bahnhof auf sich? Meine Ortskenntnis reicht nicht aus, um diese Anspielung von Frau Fröhlich zu dekodieren. Alle Antworten werfen nur noch mehr Fragen auf.

Diese Unsicherheit zu Beginn jeder Recherche ist der Ursprung vieler meiner Alpträume, in denen ich in leeren Räumen kleine schwarze Punkte auf weißem Grund jage oder in einer Menschenmenge, in der sich die Gesichter stetig verwandeln, nach einer bestimmten Person suche.

»Sie können ja wieder vorbeikommen, wenn Sie sich bei Ihren Nachforschungen nicht alleine zurechtfinden«, sagt Frau Fröhlich und kann sich zum Abschied ein ahnungsvolles Lächeln nicht verkneifen.

Als ich die herrschaftliche Treppe hinuntergehe, schwirren zahlreiche Fragen wie Fliegen um meinen Kopf. Selbst die großen Kronleuchter, die Stuckdecken und das feine Parkett, all der barocke Schick, von dem Marcel immer sagt, er sei »genau mein Ding«, können keine gehobene Stimmung in mir auslösen. Es fühlt sich an, als sei mein Ausflug nicht erfolgreich, obwohl ich jetzt die Adresse von Omas Schwester Gabi und die spätere der jungen Eheleute kenne.

Meine Gedankengänge kreisen um das Wort »Kriminalpolizei«. Etwas an diesem Wort ist anders, als es sein sollte. Es klingt für mich so vertraut und bleibt doch bizarr und befremdlich. Als könnte Sprache nicht einfangen, was es wirk-

lich bedeutet. Ein Wort reicht nicht, um die ganze Geschichte zu erzählen. Da ist noch mehr als die zwei Männer, die vor sechszwanzig Jahren vor der Wohnungstür von Oma Rosi standen, ihr rücksichtsvolles Flüstern aus dem Wohnzimmer, ihr Versuch zu vermeiden, einem vierjährigen Mädchen erklären zu müssen, warum seine Eltern nicht mehr nach Hause kommen.

Ich öffne die schwere Glastür mit dem gusseisernen Würzburger Wappen als überdimensionalem Türknauf. Da draußen warten die Wahrheiten.

Die Straße erschlägt mich fast mit ihrem Lärm.



Sie sehen aus wie Raben. Nur ihre seltsame Flugformation und ihr unnatürliches Brummen lassen darauf schließen, dass es sich nicht um echte Vögel handelt.

»Die Decke!«, kreischt Mutter und wühlt panisch in unserem Handwagen. Töpfe fallen scheppernd zu Boden und ein Glas mit Erbsen zerbricht auf dem groben Schotter der Landstraße. Die kleinen grünen Kügelchen rollen in alle Richtungen davon.

Im gleichen Augenblick springt Vater vom Bock des Fuhrwerks herunter und schreit Werner an: »In den Graben! Schnell!«

»Aber die Pferde ...«, höre ich meinen Bruder antworten. Mutters erneuter Ruf nach der Decke übertönt seine weiteren Widerworte. Er hat ohnehin keine Chance gegen Vaters Willen.

Wie angewurzelt umklammere ich die Keramikgriffe des alten Kinderwagens und betrachte dieses Schauspiel zwischen den weißen Wolken, das unmöglich real sein kann. Der Feind hat seine Scharen geschickt und sie erobern den Himmel über unserem Reich. Die Gefahr, von der unser